

Der rote Brief.

Roman von Hardy Worm.

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW 6.

18. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Nachdem der Sekretär tüchtig gemeldet worden war, kam er wieder zu sich. Frische Luft. Er konnte die Glieder bewegen. Ein lange nicht empfundenes Glücksgefühl strömte durch seinen Körper.

„Wo ist Veroux, Schlüter? Sprechen Sie schnell.“ Der Sekretär strich sich mit zitternder Hand über die Stirn. Aber mit einem Male setzte die Reaktion ein. Er begann zu schluchzen wie ein Kind.

„Weg, weit weg.“ lachte er. „Ja, dieser Gouret sagte, ich wäre ein Dummkopf. Komm doch her, du Schuft.“ Plötzlich lachte er angsterfüllt nach der Hand des Detektivs.

„Er schläft.“ sagte der Detektiv. „Vorläufig ist mit ihm nichts anzufangen. Auf jeden Fall will ich schnell mal dem Burschen da draußen die Wärmflasche aus der Nase holen.“

„Hier in der Nähe ist eine Wache. Dort wird man uns sicher ein Zimmer zur Verfügung stellen. Hier.“ Henschke wies auf den schmutzigen Hof, „ist wohl doch nicht der richtige Ort.“

„Gut, gehen wir; Ripper, Sie können die Ausgänge freigegeben. Und unseren Freund Schlüter schaffen Sie auf die Rettungswache. Geben Sie ihm heißen und starken Kaffee. Er muß wenigstens eine Viertelstunde lang zu meiner Verfügung stehen.“

Ein Kommandopost. Die Unten sammelten sich. Ein Strom Neugieriger ergoß sich ins Haus.

„Fräulein Hansen ist in Verhaft.“

„Fräulein Hansen ist hier. Sie steht draußen.“ Wolter streichelte die Hand des Gefangenen.

„So, habt ihr sie alle? Das ist gut. Wo ist Gouret? Ich will mit Gouret sprechen.“ Dann sank er wieder zurück.

17. Kapitel.

Das Geständnis des Dieners.

In einem öden, nach Altentstaub riechenden Zimmer der Polizeiwache sah Dr. Wolter dem ehemaligen Diener des Barons v. Seehagen gegenüber.

An einem Nebentisch hatte der Assistent Henschke Platz genommen. Glättend fuhr er über die Papierbogen, die er mit einem Stenogramm bedecken sollte.

Der Detektiv holte seine Zigarrentasche heraus und hielt sie dem Verhafteten hin.

„So, hier haben Sie Feuer. Wie lange standen Sie eigentlich im Dienste des Barons?“

„Fünf Jahre.“ Der Verbrecher hielt die Augen gesenkt.

„Fünf Jahre.“ Wolter triefte vor Freundlichkeit. „Da müssen Sie ein sehr pflichttreuer und eifriger Diener gewesen sein. Und der Baron hat Sie doch sicherlich immer sehr anständig behandelt. Ich weiß noch, wie er Sie mir gegenüber einmal lobte. Dieser Berger ist ein Juwel, sagte er. Na, ich werde ihm auch zu Weihnachten eine Freude machen. Ich habe Gelegenheit, ein gutgehendes Zigarrengeschäft zu kaufen. Das werde ich ihm schenken, dann kann er sich selbständig machen.“

Der Diener blickte den Detektiv mit starren und trockenen Augen an. „Das wollte der Herr Baron wirklich...?“

Die Stimme versagte ihm. Wild ausschlagend schlug er mit dem Kopf auf den Tisch.

Henschke warf dem Detektiv einen bewundernden Blick zu. Donnerwetter, sagte dieser Blick, Sie haben's raus, den einzuwickeln.

Harry Wolter sah natürlich sofort, daß er hier keinen hartgesottenen Sünder vor sich hatte, sondern nur einen Schwächling, einen Verführten.

Daß ihn weinen, dachte er. Weinen ist die Erlösung.

Allmählich beruhigte sich der Mann, ab und zu ging noch ein heftigesucken durch seinen massigen Körper.

„Ich sehe, daß Ihnen Ihre Handlungsweise leid tut. Sie sind ja kein schlechter Kerl. Warum taten Sie es?“

Wolter sprach wie ein Geistlicher. Seine Stimme gitterte vor Mühung. „Warum taten Sie es? Ich hätte es nicht geglaubt, aber Gouret hat ein Geständnis abgelegt, so daß an Ihrer Täterschaft nicht zu zweifeln ist.“

Berger's Augen hingen angstvoll an den Lippen des Detektivs. „Mein Gott... Sie glauben doch nicht... daß ich den Baron...?“

Er sprang plötzlich auf und schrie, schrie: „Sagen Sie, daß Sie es nicht glauben... ich bin kein Mörder... nein, ich bin kein Mörder... ich habe mich verfahren lassen... aber das andere... nein, nein... glauben Sie es nicht.“

„Gouret hat Sie des Mordes bezichtigt. Gesehen Sie schon die Tat ein.“

Der Verhaftete schlug die Fäuste gegen seine Stirn und brach in ein trübsinniges Gelächter aus.

„Gouret mich bezichtigt. Der Mörder mich bezichtigt. Oh, nun will ich Ihnen alles sagen. Gouret hat den Baron getötet. Gouret, der Lump. Wenn er doch nie meinen Weg gekreuzt hätte. Ich wäre der glücklichste Mensch von der Welt.“

„Wenn ich Ihrer Anschuldigung Glauben belienfen soll, müssen Sie mir Beweise liefern.“ sagte der Detektiv trocken.

„Beweisen, ja, beweisen kann ich es Ihnen nicht. Ich sagte Gouret die Tat auf den Kopf zu. Und er gestand sie ein. Er lachte und sagte, ich hätte mich der Beihilfe schuldig gemacht. So bekam er mich ganz in seine Gewalt.“

Der Detektiv atmte erleichtert auf.

„Erzählen Sie mir wahrheitsgetreu alles. Ich will dann sehen, ob ich Ihnen Ihr Los irgendwie erleichtern kann.“

Der Verhaftete kämpfte schon wieder mit den Tränen.

„Wenn Sie das tun würden, wenn Sie das tun würden. Wenn Andenken meiner Mutter: ich will Ihnen die rechte Wahrheit sagen.“

Vor vierzehn Tagen kam dieser Gouret — er gab sich mir gegenüber als Franz Mercier aus, seinen wahren Namen erfuhr ich erst vor wenigen Tagen. Also vor vierzehn Tagen kam dieser Gouret zu mir und fragte mich, ob ich mir auf leichte Art und Weise ein schönes Stück Geld verdienen wollte. Nun, wer möchte das nicht? Ich antwortete ihm, daß ich gern bereit sei, ein Nebengeschäft zu machen, wenn es mich nicht mit dem Gesetz in Konflikt bringe. Er beschwichtigte mich und sagte, es handle sich um Grunde genommen nur um einen kleinen Vertrauensbruch.

Er erzählte mir nun, daß er früher mit der Gräfin ein Liebesverhältnis gehabt habe und sich aus dieser Zeit her noch ihm kompromittierende Briefe im Besitz der Frau v. Hiberstein befänden. Die Gräfin aber gäbe diese Briefe nicht heraus, und da sie augenblicklich mit dem Baron in freundschaftlichem Verkehr stände, läge die Vermutung nahe, daß sie diesem die in einem roten Umschlag stehenden Schriftstücke zur Aufbewahrung übergäbe.

Nun, in diesen Kreisen passieren ja die absonderlichsten Dinge. Ich glaubte diesem Mercier, in dem ich nie einen Verbrecher vermutet hätte, aufs Wort. Ich glaubte ihm wirklich aufs Wort. Meine Aufgabe sollte nun darin bestehen, den Baron ständig zu beobachten. Ich sollte ein Loch in die Zimmertür bohren usw. — und Mercier sofort Bescheid sagen, wenn ich bemerkte, daß sich der Baron im Besitz des roten Briefes befand. Gouret versprach mir zweitausend Mark und ich ging auf seinen Vorschlag ein. Denn diese zweitausend Mark fehlten mir gerade, um einen eigenen Hausstand gründen zu können. Nachdem mir Gouret fünfhundert Mark Vorschuß gegeben hatte, entfernte er sich.

Am Sonntagabend, also zwölf Stunden vor der Abreise der Gräfin, bemerkte ich, daß der Baron ein rotes Kuvert in seinen Schreibtisch legte. Als ich Mercier, mit dem ich mich am selben Abend verabredet hatte, davon Mitteilung machte, wollte er bereits in der Nacht den Versuch machen, das Schriftstück zu stehlen. Als ich ihm aber sagte, daß die Wohnung am nächsten Morgen zwei Stunden lang leer stehe und der Baron die Briefe sicher nicht zum Bahnhof mitnehmen werde, ließ er sich von mir die Wohnungstür anhängen und wollte den roten Brief Montag vormittag entwendend. Er gab mir dann nochmals fünfhundert Mark.

Nun muß ich sagen: ganz wohl fühlte ich mich nicht in meiner Haut. Es bestand ja die Möglichkeit, daß er die ganze Bude ausräumte.

Ich war daher heilfroh, als ich Montag vormittag sah, daß nur der Brief entwendet worden war.

„Hatten Sie denn mehrere Schlüssel zur Wohnung?“ fragte der Detektiv, dem jetzt der ganze Fall restlos gebläht schien.

„Wir hatten vier Paar Schlüssel. Je ein Paar befand sich im Besitz des Barons und der Gräfin, die restlichen zwei Paar hatte ich in Verwahrung. Die Schlüssel aus der Bozener Straße waren genau so verteilt.“

Wolter schau sich vor den Kopf.

verdienete wollte. Nun, wer möchte das nicht? Ich antwortete ihm, daß ich gern bereit sei, ein Nebengeschäft zu machen, wenn es mich nicht mit dem Gesetz in Konflikt bringe. Er beschwichtigte mich und sagte, es handle sich um Grunde genommen nur um einen kleinen Vertrauensbruch.

Er erzählte mir nun, daß er früher mit der Gräfin ein Liebesverhältnis gehabt habe und sich aus dieser Zeit her noch ihm kompromittierende Briefe im Besitz der Frau v. Hiberstein befänden. Die Gräfin aber gäbe diese Briefe nicht heraus, und da sie augenblicklich mit dem Baron in freundschaftlichem Verkehr stände, läge die Vermutung nahe, daß sie diesem die in einem roten Umschlag stehenden Schriftstücke zur Aufbewahrung übergäbe.

Nun, in diesen Kreisen passieren ja die absonderlichsten Dinge. Ich glaubte diesem Mercier, in dem ich nie einen Verbrecher vermutet hätte, aufs Wort. Ich glaubte ihm wirklich aufs Wort. Meine Aufgabe sollte nun darin bestehen, den Baron ständig zu beobachten. Ich sollte ein Loch in die Zimmertür bohren usw. — und Mercier sofort Bescheid sagen, wenn ich bemerkte, daß sich der Baron im Besitz des roten Briefes befand. Gouret versprach mir zweitausend Mark und ich ging auf seinen Vorschlag ein. Denn diese zweitausend Mark fehlten mir gerade, um einen eigenen Hausstand gründen zu können. Nachdem mir Gouret fünfhundert Mark Vorschuß gegeben hatte, entfernte er sich.

Am Sonntagabend, also zwölf Stunden vor der Abreise der Gräfin, bemerkte ich, daß der Baron ein rotes Kuvert in seinen Schreibtisch legte. Als ich Mercier, mit dem ich mich am selben Abend verabredet hatte, davon Mitteilung machte, wollte er bereits in der Nacht den Versuch machen, das Schriftstück zu stehlen. Als ich ihm aber sagte, daß die Wohnung am nächsten Morgen zwei Stunden lang leer stehe und der Baron die Briefe sicher nicht zum Bahnhof mitnehmen werde, ließ er sich von mir die Wohnungstür anhängen und wollte den roten Brief Montag vormittag entwendend. Er gab mir dann nochmals fünfhundert Mark.

Nun muß ich sagen: ganz wohl fühlte ich mich nicht in meiner Haut. Es bestand ja die Möglichkeit, daß er die ganze Bude ausräumte.

Ich war daher heilfroh, als ich Montag vormittag sah, daß nur der Brief entwendet worden war.

„Hatten Sie denn mehrere Schlüssel zur Wohnung?“ fragte der Detektiv, dem jetzt der ganze Fall restlos gebläht schien.

„Wir hatten vier Paar Schlüssel. Je ein Paar befand sich im Besitz des Barons und der Gräfin, die restlichen zwei Paar hatte ich in Verwahrung. Die Schlüssel aus der Bozener Straße waren genau so verteilt.“

Wolter schau sich vor den Kopf.



Der Diener blickte den Detektiv mit starren und trockenen Augen an.

„Hätte ich mir doch damals, als ich Sie verhörte, sämtliche Schlüssel vorlegen lassen.“

Der Diener lächelte leicht.

„Dann hätte ich Ihnen auch die Reserveschlüssel zeigen können. Denn Gouret hatte sie mir am Mittag zurückgebracht. Wir hatten in einem Kaffeehaus eine Unterredung. Gouret war sehr wütend. Er behauptete, den Brief nicht gefunden zu haben. Als ich ihm aber sagte, daß der Brief tatsächlich entwendet worden war, wurde er sehr nachdenklich. Schließlich aber sagte er mir, er habe immer noch etwas Mißtrauen gegen mich, und ich solle ihm auch noch die Schlüssel aus der Bozener Straße aushändigen. Und auch das tat ich.“

Als ich am nächsten Morgen vom tragischen Ende des Barons erfuhr, war ich geradezu entsetzt. Wenn Sie damals gekommen wären, Herr Doktor, ich glaube, Sie hätten mir auf zehn Meter Entfernung das schlechte Gewissen angelesen. Als mich am Mittag der Kommissar verhörte, hatte ich mich schon gestürzt.

Gouret aber hatte die Frechheit, zwei Tage später noch einmal mit mir in Verbindung zu treten. Ich sagte ihm in dem Lokal, wo wir uns beranden, den Kopf auf den Kopf zu. Er leugnete auch nicht, sondern drohte mir noch und behauptete, ich hätte mich der Beihilfe schuldig gemacht.

Da die Wohnung des Barons geschlossen wurde, mußte ich mich nach einem neuen Zimmer und nach einer anderen Stellung umsehen. Gouret aber ließ mich nicht aus den Augen, machte mich durch Drohungen gefügig, und so wurde ich denn Mitlieb dieser verfluchten Bande.“

Der Kammerdiener schwieg erschöpft. Die Schweißtropfen standen auf seiner Stirn.

„So. Und nun geben Sie mir noch den Schlupfwinkel der Banditen an.“

„Herr Doktor, auf Ehre und Gewissen: den weiß ich nicht. Den werden auch die anderen nicht wissen. Nur so viel hörte ich heraus, daß die Führer einen geheimen Unterluntdort haben.“

„Wer hat Ihnen das Essen ausgehändigt?“

„Der budlige Joie.“

„Kenne ich.“ sagte Henschke.

„Ja, er war mein Verbindungsmann. Wir trafen und heute früh in Schwerins Bierhallen.“

„Na, Henschke, dann wissen Sie ja, was Sie zu tun haben.“ wandte sich Wolter an den Assistenten. „Auch hier in der Auguststraße wollen wir für die nächsten Tage einen scharfen Bewachungsdiens einrichten. Und nun noch eins, Beder: welches Erkennungszeichen hat die Bande?“

Der Diener reichte dem Detektiv die Hand. „Nichts weiter als diesen Händedruck.“

„Ich danke Ihnen, Beder. Sie sind natürlich abgeführt, aber ich will alle Hefel in der Hand setzen, daß Sie bald entlassen werden.“

Der Diener verbeugte sich stumm. Dann ging er willig mit den Beamten mit.

18. Kapitel.

Der rote Brief.

Beder hatte kaum das Zimmer verlassen, als sich abermals die Tür öffnete und Schlüter, gestützt auf Kommissar Ripper und noch einen Beamten, hereinwankte.

Sein Gesicht hatte schon wieder etwas Farbe bekommen. Aber seine Zähne schlugen im Schüttelrost aufeinander.

Nachdem er schilderte die Ergebnisse des vorigen Abends. Er gab den Wortlaut des Gesprächs wieder. Und Tränen der Wut traten ihm in die Augen, als er berichtete, mit welchem Hohn ihn Gouret behandelt hatte.

„Ich gehe mit, lieber Doktor. Warten Sie nur eine Stunde, dann bin ich wieder frisch und munter. Den Gouret will ich selbst unter meine Finger kriegen.“

„Ich fürcht, lieber Schlüter.“ bemerkte der Detektiv trocken, „es wird höchste Zeit, daß ein Arzt Sie unter die Finger kriegt. Im übrigen können Sie sich beruhigen: Ihre sogenannte Dummheit hat sich als größte Klugheit ausgewirkt. Wären Sie nicht mit einem Male vom Erdboden verschwunden gewesen — wer weiß, ob wir dann schon das Dunkel gelichtet hätten. Denn wir haben bis jetzt zwei Briefe gefunden. — Fräulein Hansen wird mich gleich in die andere Wohnung Veroux führen, nicht wahr... ja, zum Teufel, wo ist denn Fräulein Hansen?“

Alle blickten sich verdutzt an.

„Ich habe sie zum letzten Male auf dem Hof gesehen.“ sagte Ripper. „Sie hat ja noch in dem bewußtlosen Schlüter einen Herrn aus Wiesbaden erkannt. Was sagte sie doch gleich? Richtig: Ach, hätte ich das vorher gewußt.“

„Ja, hätte ich das vorher gewußt.“ Wolter wurde kirschorrot vor Wut und schlug mit beiden Fäusten auf den Tisch: „Jetzt, wo wir nun glücklich alles beisammen haben, verschwindet die Hansen wieder. Was, man soll sie suchen.“

Die Kriminalbeamten rannten davon.

Harry Wolter suchte wie ein Türke. „Himmel Donnerwetter, jetzt wird der auch wieder ohnmächtig.“ Er kam grade noch zurecht, um seinen Sekretär, der vom Stuhle sank, aufzufangen.

Schnell rief er einen Revierbeamten. „Hier ist Fahrgeld. Nehmen Sie sofort ein Auto und bringen Sie den Herrn hier in das Sanatorium von Doktor Wid. Der soll aufpassen, daß er ihm nicht sofort wieder austritt. Ab. Marsch.“

Zwei Polizisten verschwanden mit dem Ohnmächtigen. Der Detektiv blickte nervös auf die Uhr. Er war jetzt in der Stimmung, so vier bis fünf Stunden zusammenzuschlagen.

Er, sonst ein Muster an Kaltblütigkeit, sah Ruhe, merkte fest, daß ihn die Sache doch stark beschäftigte. Seine Nerden waren schließlich auch keine Strick.

Plötzlich wurde mit einem Ruck die Tür aufgeschoben. Wolter wandte sich um und blickte in das Gesicht von Fräulein Hansen.

„Na, was machen Sie denn für Sachen? Sehen Sie vielleicht konditorn?“ fragte er unwillig. Aber er war heilfroh, daß sie vor ihm stand.

Die Gesellschaftlerin wurde blutrot.

„Ach, wissen Sie, ich kam mir hier so überdrüssig vor und da dachte ich mir, ja, ich dachte, ich könnte wohl in der Zwischenzeit in Veroux' zweite Wohnung fahren und den roten Brief holen. Ich hatte nämlich die Schlüssel und kannte das Versteck. Hier.“ sie griff schweigend in die Handtasche, hier ist er. Und nun habe ich wieder alles verkehrt gemacht.“

Wolter aber ging auf sie zu, nahm ihr tränenerfülltes Gesicht in seine Hände und sagte tief aufseufzend und mit Pathos:

„Ja, hätte ich das vorher gewußt.“

Dann nötigte er die Gesellschaftlerin in einen Stuhl und breitete den Inhalt des roten Kuverts auf seinem Stuhl aus. Aber nichts war auf den ersten Blick zu erkennen. Der ganze Brief war in Geheimschrift verfaßt, und Wolter sah sofort, daß er mindestens drei Tage, wenn nicht noch länger brauchen würde, den Chiffreschlüssel herauszutüfteln. Auch die Grundrisse, die sich im Kuvert befanden, sagten ihm nichts.

„Jetzt bleiben und noch zwei Sachen übrig, Fräulein Hansen. Erstens, diesen Brief in die Handtasche zu bringen, und zweitens, den Brief, den Sie hier haben, von einem der Bande bekommen werden, in die Handtasche zu legen.“

Fortsetzung folgt.

Technikum Konstanz a. B.
Ingenieurschule für Maschinenbau und Elektrotechnik, Flugzeugbau und Automobilbau.

Neue Wein- und Mostfass
aus Buchholz, paraffiniert 200 Ltr. RM. 14.-, 100 Ltr. RM. 11.-
mit och. Türverschluss a. Türl. RM. 17.-, RM.
in Eichenholz RM. 24.-, RM.
mit Tür mehr RM. 25.-, RM.
liefert in bewähr. Ausführung Fallfabrik Rosenthal (Weg)

Sonntagsgedanken

Dem andern zum Dienst

Der Wert des Lebens besteht darin, daß unser Leben einfacher und reiner wird, dadurch ähnlicher dem ewigen Leben.

Im Helfen ist die fast unbewusste Selbstverständlichkeit die einzige Haltung, aus der eine Hilfe fließt, die nicht verlegt und demütigt.

Sprich nicht Böses von einem Menschen, wenn du es nicht gewiß weißt; und wenn du es gewiß weißt, so frage dich: warum erzähle ich es?

Sonnige Jugend

Die Jugend soll man jung sein lassen, froh sein lassen, ihr diesen einzig schönen goldenen Morgen nicht mit Sorgen vergällen, wenigstens sie nicht mit Sorgen behelligen, an denen auch sie nichts ändern und bessern kann. Da niemals aus Mutwillen, Neid und Bitterkeit solche schöne, glänzende Augen trüben wollen, nicht das frohe Lachen wehren, das im Alter noch in der Erinnerung Musik sein kann. Die Jugend soll in der Sonne aufwachen, man soll ihr Blüten streuen, reine, schöne, herrliche Blüten, die nie den Schmutz des Alltags berühren. Daraus werden Früchte reifen, die Wert haben für Zeit und Ewigkeit.

Damit ist aber kein süßes Nichtstun oder ein Aufwachen in Leppigkeit gemeint. Nein, arbeiten soll die Jugend. Doch kann das Elternhaus dafür Sorge tragen, daß eine solche Arbeit zur Freude wird, es kann Sonnenstrahlen auf die Arbeit der Jugend fallen lassen und helfen, daß sie gerne getan wird. Und einfach soll die Jugend aufwachen. Kinder, denen man jeden Wunsch erfüllt, werden meißtlos und unglücklich. Eine Jugend, die in Zucht gehalten wird, hat an kleinen Dingen große Freude und sieht jenseits des Jugendlands noch goldene Berge.

War so die Jugend sonnig und better, dann kann man nie alt werden, das Herz bleibt immer jung. Troh schnee-weißen Haaren leuchten die Augen in jugendlichem Glanz, ein Zeichen der inneren Jugend und des inneren Friedens.

Leider ist vielen Kindern nicht solch eine sonnige Jugend vergönnt, die noch die dunklen Abendwolken des Lebens vergoldet. Trübe Jugenderlebnisse haben manch einen schon bald zum Entgleisen gebracht, oder doch zum verschlossenen, freudlosen Menschen gestempelt. Wer eine sonnige Jugend gehabt hat, soll sie als große Gnade ansehen, soll den weniger begünstigten Mitmenschen ein freundliches Verständnis entgegenbringen, und mithelfen, daß recht viel Sonnenlicht, Licht vom ewigen Licht, einströme in anderer Jugendland!

E. U.

Politische Wochenrundschau

Endlich ist man so weit, daß nach langem Hin und Her der Konferenzort glücklich gefunden ist. Es ist der Haag, nächst Genf der neutrale Versammlungsort für internationale Veranstaltungen, namentlich für den völkerrechtlichen „Ständigen Internationalen Gerichtshof“, der zur Zeit im „Friedenspalast“ tagt, weshalb auch die Konferenz nicht in diesem Friedenspalast, sondern im Gebäude der zweiten Kammer abgehalten wird. Man kann sich denken, wieviel Arbeit zum 6. August, wo die Konferenz eröffnet werden soll, nötig ist, bis die Abordnungen Deutschlands, Englands, Frankreichs, Belgiens, Italiens, Polens, Rumaniens und Griechenlands auf die Haager und Scheveninger Hotels verteilt sind. Auch Amerika schickt einen Beobachter nach dem Haag. Das sind mit dem sonstigen Personal, das die Abordnungen begleitet, an die Tausende!

Und was wird sie ausrichten — diese 33. Konferenz seit dem Waffenstillstand? Bis jetzt sind es nur Frankreich und Italien, die dem Youngplan restlos zustimmen. Kein Wunder. Die beiden kommen sehr gut auf ihre Rechnung. England aber erhält, wie Lloyd George unter Zustimmung des Schatzkanzlers Snowden am 26. Juli dem Unterhause vorrechnete, etwa 50 Millionen Mark weniger, als es nach dem Dawes-Verteilungsplan von 1929 zu beanspruchen hätte. Von dem sog. „unbedingten“ Teil erhält England so gut wie gar nichts, obwohl es jährlich 700 Millionen Mark an Amerika zu bezahlen hat. Die von Deutschland an Frankreich zu zahlende halbe Milliarde Goldmark, sagte Lloyd George, habe die beste Sicherheit der Welt, die Engländer so gut wie keine. — Auch die andern „Gläubiger“ brummen, daß sie zu wenig erhalten.

Das kann gut werden! Und Deutschland? Lloyd George sagte u. a.: „Unser, d. h. Englands, Anteil an den Zahlungen wird unsicher sein und schließlich ganz aufhören, denn Deutschland ist nur imstande gewesen zu zahlen durch umfangreiche Anleihen und durch Niedrighalten der Löhne (Hört!). Das kann nicht unbegrenzte Zeit so fortgehen.“ Sehr richtig. Aber warum hat Lloyd George, der ehemals mächtigste Mann des britischen Weltreichs, so etwas nicht früher gesagt? Wir wissen dies schon längst. Wir wissen, daß wir heute 16 Milliarden Auslandsschulden haben, daß wir dafür 1500 Millionen Mark Zins jährlich aufbringen müssen, daß wir seit 1924 jährlich 2 Milliarden passive Handelsbilanz machen, daß unsere Industrie immer mehr überfordert wird, daß die Zahl unserer Konsumgüter erschreckend zunimmt, daß wir von neuem einer großen Arbeitslosigkeit zuzusetzen u. a. m. Woher sollen wir auf zwei volle Menschenalter Jahr für Jahr mehr als 2 Milliarden Tribute aufbringen? Mag man da oder dort in den Großstädten noch Luxus und Schlemmerei antreffen, so ist das noch lange kein Beweis dafür, daß es den Deutschen gut geht. Man gehe in die Arbeiterdörfer unserer Industriestädte und zu den Bauern auf dem Lande, man frage unsere Industriellen und Handwerker, man rechne unsere Steuern aus, zähle die Sozial-, Wohlfahrtslasten und Militärrenten zusammen (insges. 10,5 Milliarden), man bedenke, daß 70 Prozent unserer Frauen berufslos sein müssen, überlege sich die Tatsache, daß die große Mehrzahl der Deutschen von der Hand in den Mund lebt und daß eine Kapitalneubildung, ohne die auf die Dauer keine Industrie arbeiten kann, so gut wie ausgeschlossen ist. Dann wird das törichte Geschwätz vom deutschen Wohlstand verstummen.

Was der Youngplan soll auf der bevorstehenden Haager Konferenz beraten werden. Je länger man über diesen allerdings in manchen Punkten noch unklaren Zahlungsplan nachdenkt, desto mehr stellt sich heraus, daß er kaum

la Eiderfettkäse 20%

3 Pfd. = Mk. 6,30 franko
Dampfkäse-Fabrik Rendsburg.

für den Anfang eine nennenswerte Erleichterung gegenüber dem Dawesplan bildet. Jedenfalls sollen wir bis 1988 im ganzen 113,905 Milliarden Mark bezahlen — wohlverstanden, ohne die Sonderleistungen an Belgien, und ohne die vielen Milliarden, die bereits gezahlt worden sind. Und ob dafür das Rheinland geräumt wird, ist immer noch nicht sicher. Jedenfalls fordert Frankreich als deutsche Gegenleistung für diese „Bergünstigung“ Mobilisierung eines bedeutenden Teils unserer Schulden und eine dauernde Militärüberwachung über die entmilitarisierte Zone, also über etwa den vierten Teil der deutschen Bevölkerung. Die Saarfrage, die nur mit dem Versailler Vertrag in Verbindung steht, meine Briand, habe auf dem Konferenzprogramm nichts zu suchen. So will es Briand haben, also genau so wie sein schwererkranker Vorgänger Poincaré. Ueberhaupt ist das neugebildete Kabinett Briand — es ist kein zwölftes — um kein Haar besser als das vorausgehende. Es sitzen darin dieselben Minister, wie Poincaré sie ausgesucht hatte. Der Unterschied ist nur der, daß Briand neben dem Außenministerium nun auch die Ministerpräsidentenschaft versteht. Briand ist aber Poincarés Schatten, aus dem sich der sogenannte Geist von Locarno schon längst geflüchtet hat. Sein „Alleuropa“ ist nur ein Trugbild, mit dem er die europäischen Völker von der traurigen Wirklichkeit, in der Europa dank des Versailler Vertrags bis an die Ohren steckt, hinwegtäuschen will.

Doch genug von diesem westeuropäischen Thema. Wir sollen bei allem, was uns drückt und quält, unsere Ostmark nicht vergessen. Der Prozeß Ullrich hat nach vierjährigen Verhandlungen, in denen die Anklagen des polnischen Staatsanwalts restlos zusammenbrachen, dennoch zur Verurteilung des unschuldigen Angeklagten geführt. Fünf Monate Gefängnis! Unbegreiflich. Allerdings soll die Haftzeit daran abgerechnet werden. Auch erhält der Verurteilte eine zweijährige Bewährungsfrist. Man kann nicht behaupten, daß die polnische Justiz und ihr Hintermann, der deutschfeindliche Außenminister Jakski, durch diesen „Fall“ an Ansehen gewonnen hätten. Vielleicht das Deutschtum mehr. Viele tausende Deutsche standen vor dem Justizpalast in tadelloser Ruhe und begrüßten mit würdigem Ernst ihren Märtyrer. Die Polen haben sich das anders vorgestellt. Hunderte von Schutzleuten standen schußbereit da. Aber sie hatten nichts zu tun. So loyal ist der Deutsche, vielleicht so loyal. Und dennoch dieser Polenhaß gegen alles Deutschtum. Das also ist der Dank, das deutsche Truppen vor vierzehn Jahren Polen aus der zaristischen Knechtschaft befreit und den freien Polenstaat mit deutschem Soldatenblut gestiftet hatten! Undank ist der polnische Lohn.

Ein anderer Prozeß hat auch in diesen Tagen sein Ende gefunden. Er hat lange gedauert, allerdings nicht so lange wie der monströse Barmatprozeß. Hugo Stinnes, der Sohn des weihen in Deutschland gefeierten gleichnamigen Vaters, ist von der Anklage des Betrugs freigesprochen worden. Nicht einmal der Staatsanwalt konnte seine Klage aufrecht erhalten. Und doch tut es uns im innersten Herzen leid, daß an den sonst so glanzvollen Namen sich ein Makel, nur wenn nur für eine kurze Dauer, sich hinwagte konnte.

Ueber den russisch-chinesischen Streitfall lauten die im allgemeinen wenig zuverlässigen Nachrichten widersprechend. Einerseits heißt es, beide Teile haben den ernstlichen Wunsch nach einer friedlichen Verständigung untereinander, auf der andern wird von zunehmender Spannung oder gar von Scharmücheln zwischen „weißen“ Russen, die im Dienst Chinas stehen, und den „roten“ Russen der Sowjetunion gemeldet. Heute heißt es, der amerikanische Staatssekretär Stimson oder Briand oder der Japaner Shidehara seien drauf und dran, eine „Vermittlungsaktion“ zu unternehmen; morgen wird berichtet, Rußland und China wollen die Sache unter sich ausmachen. So viel ist sicher, daß, wenn der drohende Krieg vermieden werden sollte, daran der Kellogg-Vertrag, den Rußland und China unterzeichnet haben, ebenso unschuldig ist wie der Völkerbund, dem China angehört. Vielmehr wäre die Kriegsvermeidung der Einstich der streitenden Parteien zuzuschreiben, daß für jeden Teil zu viel auf dem Spiel steht, nämlich für Rußland der Fortbestand der Sowjetrepublik und für China die mühsam wiederhergestellte Reichseinheit unter Führung Rankings. W. H.

Die Heilkraft der Sonnenstrahlen

In den beiden Hochsommermonaten des Jahres, Juli und August, wo die Sonne durch ihre senkrechten auffallenden Strahlen und durch ihr langes Verweilen am Horizont uns Menschen ein Höchstmaß von Licht und Wärme spendet, ist es recht an der Zeit, eingedenk zu sein, daß die Sonne aus ihrem glühenden Schoß auch unmittelbar wirkende Heilkräfte zu uns herabsendet. Das ist erst durch die Forschungsergebnisse der modernen Radiologie oder Strahlenwissenschaft an den Tag gekommen.

Nährt man einen Sonnenstrahl auf eine weiße Papierfläche fallen, aber so, daß er durch ein ihm in den Weg gestelltes Glasprisma hindurchgeht, so erscheint auf dem Papier ein buntes Band, das sich aus den Farben des Regenbogens vom Rot über Gelb und Blau bis herunter zum Violett zusammensetzt. Wir sehen daraus, daß das weiße Sonnenlicht nicht von einheitlicher Natur ist, sondern sich aus verschiedenenfarbigen Lichtstrahlen zusammensetzt, von denen jeder einzelne einer ganz bestimmten Aetherwellenlänge entspricht. Aber sie sind zahlreicher, als sie auf dem Farbenband, dem sogenannten Spektrum, erscheinen. Insbesondere gibt es unterhalb des Violetts noch Strahlen, die zwar wegen ihrer überaus kurzen Wellenlänge unserem Auge unsichtbar bleiben, aber sich durch ihre chemische Einwirkung auf die photographische Platte nachweisen lassen. Man nennt sie die ultravioletten Strahlen, und sie gerade sind es, denen das Sonnenlicht seine wunderbare Heilkraft verdankt.

Solange ihr tiefreichender Einfluss auf jeden lebendigen Organismus unbekannt war, glaubte man die oft so erstaunlichen Heilerfolge an der See oder in hochgelegenen Kurorten der reinen und kräftigen Luft zuschreiben zu müssen. Heute aber wissen wir, daß der wirkungsträchtigste Hebel zur Umstimmung des erkrankten Organismus und zur Anbahnung seiner Heilungsvorgänge nicht in der Luft, sondern im Sonnenlicht zu suchen ist.

Warum aber entfalten die Sonnenstrahlen ihre Wirkung nicht sowohl in den Städten und auf dem flachen Lande, sondern ganz vorzugsweise, wenn nicht gar ausschließlich am Meeresstrand oder im Hochgebirge? Weil in der dunstigen Atmosphäre der Ebene und in der rauch-erfüllten Luft der Industrieorte eine ultravioletten

Heilstrahlen nicht an uns herangelangen, sondern vom Erdboden und der dicht über ihm lagernden Luftschicht absorbiert werden. Das Lichtforschungsinstitut in Hamburg hat durch genaue Untersuchungen ermittelt, daß der Rauch aus den dortigen Fabrikschlöten und Industrieanlagen die Luft noch in einer Entfernung von 30 bis 40 Kilometern erfüllt, und in der Umgebung Londons ist die Luft sogar noch 100 Kilometer vor seinen Toren für die ultravioletten Sonnenstrahlen so gut wie ganz undurchlässig.

Gerade so wie das Fehlen der Vitamine in unserer täglichen Kost, mag sie sonst auch noch so reichlich sein, schwere Nährschäden und Mangelkrankheiten, die sogenannten Avitaminosen, erzeugt, so bleibt auch das mehr oder weniger große Manko an ultraviolettem Sonnenlicht nicht ohne Folgen für die Gesundheit, sondern ist sicherlich eine Hauptursache, daß unter der städtischen Bevölkerung, besonders in den Industriezentren, Menschen mit frischer Gesichtsfarbe und voll von körperlicher sowie seelischer Spannkraft nicht gerade häufig anzutreffen sind, während Gemütsverstimmung, Blutarmut, nervöse Erschöpfung, Nervenlähmung, Kopfschmerz, Rachitis, Kreislaufstörung, Herzmuskelschwäche und ähnliches weitverbreitete Zustände sind.

Wir Menschen sind Lichtwesen. Wir leben durch unsere tägliche Kost, mag sie pflanzlich oder fleischlich sein, von Nährwerten, die umgewandeltes Sonnenlicht sind, daneben aber braucht unser Organismus zur Erhaltung seiner Kraft und Gesundheit auch noch die unmittelbare Besonnung, und in ihr dürfen die ultravioletten Strahlen nicht fehlen. Sie sind gleichsam das Vitamin des Sonnenlichts. Gerade so aber wie unsere Nahrungsmittel ihren natürlichen Vitamingehalt durch den Kochprozeß oder durch Konservierungskünste zum Schaden unserer Gesundheit größtenteils einbüßen, so geht auch dem Sonnenlicht in der städtischen Luft sein wirksamstes Kräftefeld, das ultraviolette Strahlenbündel, mehr oder weniger verloren.

Unsere gefochte Nahrung ergänzen wir daher durch vitaminreiche Rohkost, für unsere ebenso notwendige Lichtnahrung aber konnten wir den Ersatz ihres fehlenden Vitamins bisher nur im Hochgebirge oder an der Meeresküste finden, wo in der völlig staubfreien Atmosphäre die ultravioletten Sonnenstrahlen nicht der Aufzehrung verfallen, sondern unserem Organismus ganz zugute kommen. Zum Glück aber für unsere Stadtbewohner, zu denen bereits mehr als zwei Drittel unseres Volks gehören, ist es deutschem Erfindungsgeist und Gewerbesinn gelungen, in der sogenannten „Künstlichen Höhensonne“ eine Lichtquelle zu schaffen, aus der unser Körper in noch reichlicherem Maße als aus der Natursonne selbst mit ultraviolettem Licht gespeist werden kann. Sie besteht aus einer Quarzlampe, in der durch verdampfendes Quecksilber ein Licht erzeugt wird, das unsichtbare ultraviolette Strahlen in einer solchen Fülle ausstrahlt, wie sie bisher noch durch kein anderes Mittel der Technik auch nur annähernd erreicht werden konnte. Hervorragende Kliniker haben durch ihre Versuchsergebnisse über allen Zweifel sicheergestellt, daß durch die „Künstliche Höhensonne“ sich in der Gesundheitspflege ebenso wie in der Behandlung zahlreicher Krankheitsformen die gleichen Erfolge erzielen lassen wie durch die Ultravioletstrahlen der natürlichen Sonne.

Diese früher unbekanntem oder vielfach sogar für unmöglich gehaltenen Erfolge an Menschen und Tieren beruhen vor allem darauf, daß die Lichtwirkungen des Ultravioletts sich nicht darauf beschränken, unsere Haut zu bräunen und ihr ein lebensfrisches Aussehen zu verleihen, sondern sie verursachen zugleich in ihr eine hochgesteigerte Bildung von Schutz- und Heilstoffen, von denen der berühmte Hautforscher, Professor Erich Hoffmann von der Universität Bonn, nachgewiesen hat, daß sie neben starker Anregung der Stoffwechsellenergie unsere Widerstandskraft gegen mannigfache Ansteckungskeime erhöhen und daß sie, ins Blut übergehend, gewisse Krankheitszustände, besonders Tuberkulose, Strofeln, Rachitis, Blutdruckverhöhung und Nervenschwäche, in hohem Grade zu bessern oder sogar von Grund aus zu heilen vermögen.

Ueberraschenderweise hat sich gezeigt, daß die Ultravioletstrahlen imstande sind, die Milch von Kühen, aber auch Muttermilch mit Vitamin stark anzureichern und ihr dadurch für die Säuglingsernährung sowie für die Befämpfung der Rachitis einen unschätzbaren Wert zu verleihen.

Die „Künstliche Höhensonne“ vermag durch ihren belebenden und den ganzen Organismus umstimmenden Einfluss die wohlthuendsten Wirkungen sowohl auf Erholungsbedürftige als auch auf Kranke auszuüben. Aber es sei ausdrücklich betont, daß sie nur dann ihren vollen Wert entfalten kann, wenn von ihr nach ärztlicher Vorchrift und daher unter sorgfältiger Anpassung an die Besonderheiten des gerade vorliegenden Falls Gebrauch gemacht wird.

Umsonst bis du von edler Blut entbrannt,

Haßt du nicht sonnenklar dein Ziel erkannt.

— Ußland.

Freude in Ihr Heim bringt Ihnen kein eine schöne
Haus-Standuhr
Direkt ab Spezial-Fabrik - ohne Zwischenhandel. Anerkannte
Qualität und Preiswürdigkeit.
von M. 60,- an.
Angenehme Anstellung. — Mehrjährige Garantie. Tausende Dank-
und Anerkennungs-schreiben — Katalog kostenlos.
E. Lauffer, Spezialfabrik moderner Haus-Standuhren
Schwenningen a. N. (Schwarzwald)

Stuttgarter Kaufmann. Fachschule
E. Zepfaches Institut
mit Schulheim
Stuttg. art, Paulinenstraße 37, Rufn. 60370
Neuaufnahmen:
2. Okt., 21. Jan., 21. April, 21. Juli, Jahresklassen A, B
15. Sept., 15. Nov., 15. März, 15. Mai Halbjahresklassen E
Lehrpläne unverändert und kostenlos

KAPITAL-ANGEBOT!

Wir haben per sofort folgende Geldposten von Privathand gegen gute L. oder B. Hypotheken bei günstigen Bedingungen auszuweisen:

5 mal RM 1.000.-	5 mal RM 4.000.-	2 mal RM 8.000.-
5 mal RM 2.000.-	7 mal RM 5.000.-	3 mal RM 10.000.-
15 mal RM 3.000.-	6 mal RM 6.000.-	1 mal RM 12.000.-
9 mal RM 5.000.-	4 mal RM 7.000.-	1 mal RM 15.000.-
	5 mal RM 8.000.-	

Interessenten wollen ihre Gesuche mit Verlage von Schätzwurkunden und Grundbuchauszügen einreichen bei

Berg & Munde, Hypothekengeschäft, Stuttgart / Tübingerstr. 1
Schriftliche Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Kugelkäse
rot, gesunde Ware, ohne Abfall
2 Kugelkäse - 4 Pfd. 3.95
200 Harzer Käse . . . 3.95
1 Kugelk. u. 100 Harzer 3.95
K. Seibold, Körtner (Holst.) No. 408